

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Drtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber Dietlinde verharrte in einem starren Schweigen, das etwas Unnatürliches und beinahe Unheimliches hatte. Ihre großen Augen blieben immer geradaus ins Leere gerichtet, und keine Träne neigte ihre Wimpern.

„Wenn sie doch nur ansaugen wollte zu weinen,“ dachte Margarete, die in fieberhafter Aufregung kaum ihre Kleider finden konnte. Sie fürchtete bei dem sonderbaren Benehmen des Kindes nachgerade für seinen Verstand.

Doch ihr Wunsch erfüllte sich nicht. Das schmale, bleiche Kinderantlitz behielt seine maskenartige Unbeweglichkeit, und die Lippen blieben energisch geschlossen, bis sie sich anschickte, zwischen Josepha und der Erzieherin über den Treppengang freizugehen. Der Eingang zu dem Raum, in dem Frau v. Bardeleben ihren letzten Atemzug getan, war durch einen Vorhang abgeschlossen.

Das ganze Haus schien erfüllt von jener scheuen Verfürtheit, die ein unerwarteter Todesfall zu erzeugen pflegt. In der offenen Tür des kleinen Gemaches, das nach der Treppe zu noch vor dem Schlafzimmer lag, standen ein paar Mägde, die wie auf Kommando mit dem Schürzenzipfel an die Augen fuhren, als sie zurückwichen, um der kleinen Baronesse den Durchgang freizugeben. Der Eingang zu dem Raum, in dem Frau v. Bardeleben ihren letzten Atemzug getan, war durch einen Vorhang abgeschlossen.

Als Josepha ihn zurückschlug, sah Margarete, daß niemand bei der Toten weilte als Herr v. Reibnig, der neben dem Bette kniete und das Gesicht in die bis auf den Boden herabhängende Seibendecke gedrückt hatte. Zu Häupten des Lagers brannten die Kerzen zweier fünfarmiger Standelaber; die hohen Fenster aber waren nicht verhüllt, so daß das bleiche Licht des Novembertages ungehindert Zutritt fand. Es strömte über eine Fülle von Blumen, die wohl noch vor Tagesanbruch im Gewächshaus abgeschnitten worden waren, um das Sterbebett der toten Schloßherrin zu schmücken, und es fiel mit kalter Helle auf die wachbleichen Hände und das marmorne Antlitz der Entschlafenen.

Auch in den Tagen seiner holdesten Maienblüte konnte dies feine, regelmäßige Gesicht nicht schöner gewesen sein als jetzt. Die Hand des Todes mußte in Wahrheit sehr sanft und weich darüber geglitten sein, daß sie nicht nur keinen der lieblichen Züge entstellte, sondern sogar die markante Seidenslinie weggerafft hatte, die Margarete gestern an der Lebenden ausgefallen war. Wären nicht die Blumen und Kerzen gewesen und das schluchzende Geflüster aus dem offenen Nebengemach, so hätte man sich an dem Bette einer ruhig schlummernden wähnen müssen, die der erste Zuruf veranlassen konnte, lächelnd die geschlossenen, langbewimperten Lider aufzuschlagen.

Josepha trat an das Lager heran, aber nur um mit hartem Griff den Arm des Knieenden zu erfassen und ihm zuzurufen: „Stehen Sie auf! Da ist jetzt für keinen Platz als für unsere kleine Baronesse.“

Wie in jähem Erschrecken hatte Reibnig den Kopf erhoben, und nun richtete er sich auf. Mit seinem eingefallenen Gesicht, seinem zitternden Sinn und seinen ruhelos irrenden Augen hatte er fast das Aussehen eines Verzerrten, und seine schlaffe Gestalt schien sich nur mit Mühe aufrecht zu halten, während er dem Nebenzimmer zuschritt, in dem sich fast die gesamte Hausdienerschaft versammelt hatte.

Sobald er die Schwelle überschritten hatte, ließ Dietlinde die Hand der Erzieherin los und eilte auf das Kopfende des Bettes zu. Ein paar Sekunden lang blickte sie regungslos in das Gesicht ihrer Mutter; dann hob sie zögernd die Hand, und ihre dünnen Finger fuhren tastend über die Stirn der Toten bis unter die dicke, weiche Welle schwarzen Haars, die man tief über die Schläfe der Leiche herabgekämmt hatte, ganz so, wie die Baronin sich zu Lebzeiten zu freieren pflegte.

Margarete hielt das Beginnen des Kindes für eine letzte schüchterne Lieblosung; die alte Josepha aber mußte darin wohl etwas anderes sehen, denn ihre Augen wurden entsetzensstarr, und während sie — wohl halb unbewußt — mit hartem Griff das Handgelenk der Erzieherin packte, murmelte sie: „Alle guten Geister! — Das Kind! — Sehen Sie nur das Kind!“

In ehrfürchtiger Achtung vor den heiligeren Rechten der Tochter hatten sie sich beide einige Schritte von dem Sterbelager entfernt gehalten; im nächsten Augenblick aber waren sie neben dem Bett und dem am Boden liegenden Kleinen. Denn ohne einen Laut von sich zu geben, war Dietlinde plötzlich rücklings auf den Teppich niedergesürzt.

Schneller und gewandter als die Alte, hob Margarete den leichten Körper der Dummachtigen auf ihre Arme und trug sie der offenen Tür zu, die sie vor sich sah. Sie hatte den Raum ja nie zuvor betreten, aber nach der gestrigen Beschreibung Hannis mußte es wohl eines von den beiden Zimmern sein, die der Baron während seines Vierseins gewöhnlich benützte. Außer einigen Sesseln stand nicht viel mehr darin als eine Ottomane, ein Schreibtisch und ein die ganze Längswand verbedendes Bücherregal. An hilfsbereiten Händen aber war in diesem Augenblick hier gewiß kein Mangel, denn es hatten sich wohl sieben oder acht Personen in dem Zimmer zusammengesunden, und sie alle ungedrängt nun das Ruhebett, auf das Margarete die Kleine niederlegte.

Die eifrigste von allen war die hübsche Fanni, die auch gleich ein Belebungs mittel vorzuschlagen mußte. „Man muß ihr ein paar Tropfen Rogmal einsößen,“ sagte sie. „Das hilft immer! Und wir haben ihn zum Glück bei der Hand. Da — auf dem Schreibtisch des Herrn Barons muß ja stets eine Baraffe stehen, wenn er sich auf Klein-Elsbach aufhält.“

Um sich von keinem anderen zuvorkommen zu lassen, war sie auch schon auf dem Wege zu der von ihr bezeichneten Stelle. Aber noch ehe sie den Schreibtisch erreicht hatte, gab es da ein Klirren und Klingeln.

Die Nähe der Toten vergessend, rief Fanni mit einem Ausdruck ärgerlichen Bedauerns: „Aber, Herr v. Reibnitz — was haben Sie da gemacht? Wie kann man nur so ungeschickt sein! Die schöne Kristallflasche! Und nun ist natürlich alles ausgelassen!“

Der Volontär stand neben dem Schreibtisch, den Blick starr auf die Glascherben am Boden und die Lache geheset, die sich rasch ausbreitete. „Ich — ich wollte Ihnen die Karaffe reichen,“ stammelte er. „Da glitt sie mir aus der Hand. — Man muß das beseitigen, damit der Baron nichts davon bemerkt.“

Josepha hatte sich um Fannis Vorschlag ebenso wenig gekümmert, wie um den kleinen Unfall, der ihm gefolgt war. Sie hatte die Hände wie die rasch entblößten Füße des Kindes gerieben, und jetzt nahm sie es von der Ottomane auf.

„Wir brauchen uns ihrer wegen nicht zu ängstigen,“ sagte sie zu der erschrockenen Margarete. „Solche Ohnmachtsanfälle hatte sie öfters. Ich weiß schon, was da zu tun ist. Kommen Sie mit mir in ihr Zimmer hinüber.“

### 7. Kapitel.

Die beiden Halbblüter dampften, als gegen 5 Uhr nachmittags der Wagen des Barons wieder vor dem Klein-Elbacher Herrenhause hielt. Sie hatten die anderthalb Fahrstunden von der Kreisstadt Waldenburg in kaum der Hälfte dieser Zeit zurückgelegt, und für Bardelebens drängende Ungeduld war es doch immer noch nicht schnell genug gewesen.

„Sorgen Sie, daß die Säule gut abgerieben werden, Hilbert,“ rief er dem Kutscher zu, als er heraussprang, „und sagen Sie Herrn Rudloff, daß ich ihn in der Bibliothek erwarte!“

Er warf dem Diener, der im Haustor stand, seinen Mantel zu und fuhr sich mit beiden Händen durch den langen Vollbart.

„Was Besonderes passiert? — Besuch dagewesen?“

„Nur der Herr Pastor und der Ortsvorsteher aus Reinswaldau, die dem Herrn Baron ihr Beileid ausdrücken wollten.“

„Es ist gut. Wenn noch jemand kommt — ich bleibe in der Bibliothek. Gehen Sie in die Kanzlei hinüber und bitten Sie Herrn Tismar zu mir. Oben ist doch alles unberührt geblieben?“

„Zu Befehl, Herr Baron! Nur die Baroness und die Dienerschaft haben von der gnädigen Frau Baronin Abschied genommen, wie der Herr Baron es angeordnet hatten.“

Bardeleben nickte und schritt auf eine der beiden Türen im Hintergrunde der Diele zu. Sie führte in die Bibliothek, einen hohen, saalartigen Raum von ernstem, fast düsterem Gepräge. Er gehörte mit seinen lebensgroßen Ahnenbildern und seinem schweren gotischen Mobiliar zu den Repräsentationsräumen des Schlosses und war von dem jetzigen Besitzer kaum jemals als Arbeitsraum benützt worden, obwohl in dem erkerartigen Ausbau an der Parkseite ein mächtiger Schreibtisch stand. Heute hatte Bardeleben befohlen, ihm die Post dorthin zu bringen, statt, wie sonst während seines Hierseins, in das Arbeitszimmer des oberen Stockwerks.

Er fand bereits einen ganzen Stoß von Briefen und Telegrammen auf dem Schreibtisch vor.

Die erste Depesche, die er erbrach, lautete: „In tiefster Seele erschüttert von Deiner Nachricht, die vorläufig noch kaum zu fassen vermag. Eintreffen morgen abend. Herbert Ras müssen.“

Bardeleben knitterte das Blatt zu einem Knäuel zusammen und schleuderte es in den Papierkorb.

Dann löste er ein zweites und las: „Werde soeben durch Dein Telegramm geweckt. Bin ganz niedergeschmettert. Armer, armer Harro und arme, kleine Dielinde! Kann wegen der unerlässlichen Besorgungen erst übermorgen reisen. Sobald die Zeit der Beisehung feststeht, erbitte telegraphische Nachricht. Gott tröste euch. In schmerzlichster Teilnahme Jadwiga.“

Das übrige schien für den Baron vorläufig kein Interesse zu haben, denn er schob Briefe und Telegramme unerschrocken beiseite. Schwer ließ er sich in den Armsessel vor dem Schreibtisch fallen und stützte den Kopf in die Hand. Er hatte während des ganzen Tages noch fast nichts gegessen,

aber schon mehrere Flaschen Wein getrunken. Darum sah sein Gesicht gerötet und gebunsen aus, und die Schläfenadern lagen wie strohend gefüllte blaue Stränge unter der Haut. Sein sonst immer tadellos korrekter Anzug war unordentlich, und wie zerrautet wirkten sich die Wellen seines dichten Blondhaares durcheinander. Mit halb geschlossenen Augen stöhnte er ein paarmal tief auf. Dann raffte er sich zusammen, denn es war an die Thür geklopft worden, und der Diener meldete, daß die von dem Baron befohlenen Herren da seien.

„Ich lasse bitten! — Guten Tag, Rudloff! — Guten Tag, Herr Tismar! — Bitte, setzen Sie sich! Ich habe Ihnen einige Anweisungen zu geben.“

Keiner der beiden Eingetretenen konnte sich sogleich entschließen, der Aufforderung Folge zu leisten. Es waren Männer in vorgerücktem Lebensalter: der große, breitbrüstige Oberinspektor Rudloff der rechte Typus des mit seiner Scholle verwachsenen Landwirts — der Gutssekretär Tismar ein magerer und trockener Fünzfziger mit edigen Schultern und bebrillten Augen.

Der Inspektor fand zuerst den Mut, zu sprechen. „Herr Baron wollen gestatten, daß ich vor allem meinem tiefsten Beileid —“

Bardeleben hob abwehrend die Hand. „Lassen wir das, meine Herren! Ich nehme den Ausdruck Ihrer Teilnahme für empfangen an und danke Ihnen dafür. Sagen Sie, bitte, auch den Leuten, daß mir alle Rundgebungen des Mitgeföhls unerwünscht sind.“

Und nun zur Sache! Ich werde mich bis zur Beisehung und vielleicht auch darüber hinaus um die wirtschaftlichen Angelegenheiten wenig oder gar nicht kümmern können, und ich gebe Ihnen, lieber Rudloff, für diese Zeit unumschränkte Vollmacht, nach Ihrem Ermessen zu disponieren. Wie ich Sie kenne, setze ich als selbstverständlich voraus, daß sich drüben auf dem Hofe alles in bester Ordnung befindet. Aber es wird doch vielleicht gut sein, wenn Sie noch einmal in eigener Person überall nach dem Rechten sehen. Der Bruder meiner Frau wird morgen abend auf Klein-Elbach eintreffen, und es wäre mir nicht angenehm, wenn er etwas zu tabeln fände.“

Der Inspektor gab durch eine Bewegung seines wichtigen Oberkörpers zu erkennen, daß er die Weisung verstanden habe. „Soll alles geschehen, Herr Baron! Sie dürfen versichert sein, daß der Herr Oberleutnant nichts auszufehen haben wird.“

„Passen Sie auch dem Hilbert gehörig auf den Dienst, und haben Sie ein scharfes Auge auf das übrige Stallpersonal. Wir werden in den nächsten Tagen die Säule flüchtig herannehmen müssen. Und das nicht allein. Ich möchte bei den Leuten nicht gern den Glauben aufkommen lassen, als würde von nun an auf Klein-Elbach ein schlafferes Regiment geführt werden als bisher. Heute und morgen darf jedenfalls noch nicht das geringste geändert werden an dem, was von meiner Frau angeordnet worden ist. Und Sie wissen damit besser Bescheid als ich, denn Sie waren ja wohl in allen Gutsangelegenheiten das vertraute Werkzeug ihrer Befehle.“

Rudloff verbeugte sich wieder, wenn er auch diesmal nichts zu sagen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte der Burg und Stadt Staufenberg an der Lahn.

Von Dr. H. Bergér-Gießen.

(Fortsetzung.)

Die Verwaltung der Stadt Staufenberg lag in den Händen von Bürgermeister und Rat, wie es auch bei allen Beisetzungen immer heißt: Wir Bürgermeister und Rat. Verfügungen und Verfügungen gehen immer an Bürgermeister und Rat, die gewissermaßen eine juristische Person bilden. Das Ratskollegium bestand aus dem Oberbürgermeister (1. Bürgermeister), dem Unterbürgermeister (Vizebürgermeister) und den sechs Ratsherren. Die Wahl von Bürgermeister und Rat findet alle Neun Jahre statt durch die „bürgerlichen Röhler“, d. h. durch die wahlberechtigten Bürger. Die Röhler werden sofort verteilt: Zwei Ratspersonen werden als „Bierschauer“, zwei als „Fleisch- und Brotschauer“, zwei als „Waldbeger“ bestimmt. Als Gehalt bezieht der 1. Bürgermeister „12 Staufenberger Gulden“ oder „10 fl. 12 kr. rheinischer Wehrung“. Mehr bringen die Völlen ein, zumal die Bürgermeister in den unruhigen Zeiten — war doch fast 200 Jahre beständig Krieg — oft in Amtsgeschäften auswärts sein

Wästen. Für einen Gang von Staufenberg nach Gießen wurden 5 alb. = 40 Pfg. vergütet, oft auch noch die Bekräftungskosten erstattet. Als Steuererheber, welches Amt er auch mit dem Unterbürgermeister zu teilen hatte, bezog er auch seine Gebühren. Er hatte auch die Stadtkasse zu verwalten, wobei er nur Geld zulegte. Alle Zahlungen gingen durch ihn; manche Beträge, die der Bürgermeister vorlegte, wurden in seiner Abwesenheit oft nicht notiert, sodas der vorhergehende Bürgermeister am Neujahr die Kassen mit einem „Rezeß“ von einigen Hundert Gulden überlieferte, für die er zumteil, wenn er nicht nachträglich noch Rechnungsbelege vorbringen konnte, selbst aufkommen mußte. Bei der Bürgermeister- und Stadtratswahl wurde aus der Stadtkasse den Wählern auf dem Rathaus ein „Freitrunck“ gestiftet. Nach den Rechnungen wurde gut getan 1662: „16 alb. vor 2 Maß Wein den Rührern“, 1663: 1 Taler 10 alb. den Rührern auf dem Rathause, 1666: 25½ alb. vor Bier so bey der Rühre und neuen Jahr vsgangen.“

Bürgermeister und Ratspersonen waren „Respektspersonen“. Ungebührliches Verhalten und Nichtbefolgen ihrer Anordnungen wurden bestraft. 1672 wurde vom Rat beschlossen: „Wenn einer oder der andere sich auf dem Rathaus ungebührlich mit Worten oder Werken erzeiget, soll er zur Straff erlegen 20 alb. (1,60 W.). — Wenn einer oder der andere ein Ratsgebot vorzüglich versäumt und nicht erfolgt (befolget), so soll jedesmal er geben zur Straff 3 alb.“

Ein wichtiges städtisches Amt war das des Stadtschreibers. Die Stadtschreiber gerierten sich gern als Gelehrte, bestellten es, lateinische Ausdrücke anzuwenden, auch oft ihren Namen zu latinisieren. Bei Anlegung und Einrichtung eines neuen Protokollbuches oder eines Registers zeigten sie gern ihre Schreibkunst, indem sie Titelblatt oder den Kopf der einzelnen Weiterungen mit Frakturschrift zierten. Die Schrift in den einzelnen Einträgen ist oft sehr schön, die Buchstaben sind aber so verkleinert, daß es schwer wird, den Inhalt der Niederschrift zu enträtseln. Er bezog dasselbe Gehalt wie der Bürgermeister, 10 fl., hatte aber noch viel Sporteln und Nebeneinkünfte, da er oft, namentlich in Kriegszeiten, als bester Schreibkundiger angesprochen wurde. Seine Sachkenntnis genügte nicht immer; denn in den Stadtrechnungen begegnen wir häufig Ausgabeposten an den Stadtschreiber in Gießen für „Supplicationen“, Bittschriften und Gesuche, die an die höchste Stelle gingen. Hier war ein besonderer Kanzleistil üblich, der allerdings so verschwommen und unklar war, daß man oft ein betarriges Schriftstück mehrmals lesen muß, bis man den Inhalt versteht. Die Stelle des Stadtschreibers versah im Nebenamt oft der Stadtlehrer, der dadurch sein knapp zugemessenes Einkommen wesentlich erhöhte. Der Stadtschreiber vertrat bisweilen an Stelle des Bürgermeisters die Stadt auf den Landtagen. In schwierigen Angelegenheiten, die auf der Tagesordnung standen, bediente man sich einer kundigeren Person, so des Stadtschreibers zu Gießen, der außer den üblichen Diäten noch eine Extravergütung bekam; denn es heißt in der Rechnung von 1663: „6 alb. vor Fisch dem Stadtschreiber zu Gießen verehrt, weil er Vor uns off den Landtag zu Darmstadt gehandelt“. 1654 war sogar der Kanzler der Universität Gießen Vertreter der Stadt und des Ehrbaren Rats zu Staufenberg auf dem Landtag zu Kronberg (soll wohl heißen Grünberg) und wurden ihm dafür 9 fl. 10 alb. „verwilligt“. Auf den Landtagen konnten Beschwerden über Verwaltungsmißbräuche vorgebracht, auch Anträge zu neuen Gesetzen gestellt werden, hauptsächlich handelte es sich aber auf diesem Landtag um Bewilligung der Steuern seitens der Stände. Und außerordentliche Steuerbewilligungen waren damals sehr nötig bei den unruhigen Kriegzeiten, nicht nur für Kaiser und Reich, auch für die kleinen Landesfürsten. Da waren alle möglichen Steuern fällig: Kontributionen, Soldatensteuer, Servisgeld, Winterquartiergeld, Türkensteuer oder Römermonatsgeld, ja sogar eine Fräuleinsteuer (für Ausstattung der fürstlichen Prinzessinnen). Zunächst die allgemeine, jährlich fällig werdende Bede von Häusern und Gütern, Kontribution in den Rechnungen genannt. Ursprünglich ist unter Kontribution eine Kriegsteuer zu verstehen, die dem Lande vom Feinde auferlegt wird. Hier bedeutet Kontribution die ständige Grundsteuer. Sie betrug 12 alb. (96 Pfg. auf 100 Gulden Steuerkapital (Vermögen)). Zur Unterhaltung der Soldaten im Lande, also des heftigen Kontingents, wurde die Soldatensteuer, auch Servisgeld, erhoben. Während die Soldatensteuer 1591 noch 14 fl., als Beitrag der Stadt Staufenberg, betrug, war sie schon 1664 auf 75 fl. gestiegen. Den 11. Oktober 1675 wurde die Soldatensteuer auf 12 Taler gesetzt, „nach jedes Haus erlegen 6½ alb., maßen iso die Häuser gezählet und 86½ befunden worden“. 1709 betrug das Servisgeld „für Lieferung von r a u s u t t e r“ (Hafer, Heu) 32 Taler. Die Türkennot war eine feste Sorge für Kaiser und Reich. Zur Führung der Türkenkriege bedurfte der Kaiser, der stets in Geldverlegenheit war, der Unterstützung des ganzen Reiches; er erhob als Reichsteuer die Türkensteuer mit dem Steueransatz von „1 Schredenberger“ (25 Pfennig) auf 100 fl. Kapital. Das in Staufenberg 1596 geschätzte Vermögen betrug 16 909 fl., die Steuer hieraus 29 fl. 6 alb. Dazu kamen noch die Ausgaben für Exekutionen und Brandschatungen, die die fremden Völker während der Kriege der Stadt Staufenberg auferlegten.

Die Stadt Staufenberg hatte ihr eigenes Brauhaus, das unter dem Rathaus im Erdgeschos sich befand. Sie nahm einen Braumeister in den Dienst, der den Bürgern den Hausbranntwein braute. 1600 waren es 40, 1664: 60 Personen, die an der „Verlosung“ im Brauhaus, d. h. an der Auslosung teilnahmen, die bestimmte, an welchen Tagen im Jahre der einzelne Bürger brauen konnte. Die Brausteuer erbrachte 1642: 52 fl., 1664 sogar 70 fl. Von dem einzelnen „Gebratt“ wurden 2—3 Mark bezahlt.

Im Reformationszeitalter erhielt auch Staufenberg eine Schule, die nicht nur die Bürgerkinder, sondern auch die Kinder der Ubeligen besuchten. Die damaligen Schulen waren meist Winterschulen und in erster Linie Religionschulen, in denen der Glaube, das Vaterunser, Lesen, das Einmaleins gelehrt wurde. Schreiben stand anfangs noch nicht auf dem Lektionsplan, von sonstigen Lehrlächern ganz zu schweigen. Der Lehrer war ein „Wanderlehrer“, der von Ort zu Ort reiste, um Schule zu halten. Das man aber auch damals schon den Wert einer guten Schule nicht verkannte, und besorgt war, einen tüchtigen, ständigen Lehrer zu bekommen, zeigt nachstehende Stiftungsurkunde des Friedrich von Rolshausen vom 16. Dezember 1581. Die Urkunde lautet:

„Ich Friedrich v. Rolshausen, heftlicher Rmpf und Burg Mann zu Staufenberg bekenne und ihue Rumbt vor mich und Alle meine Nachkommende Erben, daß ich aus gutem vndt wohlbedachtem Muthe vndt christlicher Liebe, Gott dem Allmächtigen zu Ehren vndt dem Nächsten zu Nutz vndt Wohlfaht freiwillig ewiglich gegeben vndt gestiftet habe Einhundert gulden Marburger wehrung zu einer Schulen Bohn Staufenberg. . . Damit vnserer dasige Burgleute auch deren Burger Kinder vndt Kindeskind desto fleißiger in der Sucht vndt furcht Gottes vffgezogen vndt ihres Christlichen glaubens, ihrem schelen heill zu guten, vnderrichtet werden mögen, welche 8) ein hundert gulden dann Einem Erbarn Rath zu Stauffenberg vnter mir vberliffert wird. Da dann Ein jeder Bürgermeister sampt Einem Erbarn Rath ein Iher Ihre fleißige vffsicht thut soll . . . daß jehelich vff ein jeden Sankt Martins tag Jedermann dorer Zeit Schulmeister des Orts fünf gulden pension (Zinsen) obenanther wehrung unverzüglich gehandtreicht werden solle. . . Da der Schuldienst ein oder mehrere Ihar ledig vndt vnbediendt Pfliebe, soll die Pension von Ihar zu Ihar gesammelt vndt zu dero Hauptsumme geschlagen werden.“ (gez.) Friedrich v. Rolshausen.

Unjähelich wurde zweimal vor dem Herrn Superintendenten aus Gießen, dem Bürgermeister und ehrbaren Rat das „Schulexamen“ abgehalten. An das Examen schloß sich ein Festessen mit dem nötigen Bier, dessen Kosten die Stadtkasse trug. Das Protokollbuch berichtet: „1668: 12 alb. vor Bier so beim Examine vsgangen. 1669: 10 alb. vor Fleisch, 9 alb. vor Fisch, 9 alb. vor Bier, beim Examine vsgangen. — 15 alb. vor Essen zum Schüler-Examine, 6 alb. vor 6 Maß Bier damals. 1675: 10½ alb. vor 4 Pfd. Kalbfleisch zum Examine, 1½ alb. vor würtz, dazu 9 alb. vor 6 Maß Bier damals. — 12 alb. 2 Pfg. vor 7½ Pfd. Fleisch zum Schüler-Examine. 5 alb. vor 2 würtz, 7½ alb. vor 5 Maas Bier, 3 alb. vor Brot, 2½ alb. vor würtz.“

In kirchlicher Beziehung gehörte und gehört Staufenberg zu Kirchberg. Hier war seine Mutterkirche, während im Orte selbst oberhalb der Unterburg nach Nordwesten hin schon seit 1506 eine Kapelle stand, die dem Ritter Sankt Georg geweiht war. Sie hatte bis 1667 keine Glocken, erhielt aber um diese Zeit jedenfalls ein Geläute, da in den Rechnungen von Ausgaben für Reisen zu den Glockengießern in Frankfurt und Homburg die Rede ist. Ihre Glocken kamen, als die Kapelle 1889 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, zu den 2 Glocken auf der Stadtspforte. Ueber der Tür der Kirche zur Kirchberg befinden sich neben der Jahreszahl 1497 die Wappen der Schaben und der von Rau, die Patronatsherren der Kirche waren. Kirchberg ist aber viel älter als 1497; es ist jedenfalls eine Gründung irischer Mönche, die hier eine Kapelle errichteten, die mit der Zeit erweitert werden mußte, bis 1497 ein vollständiger Neubau errichtet wurde. Staufenberg hatte an seinem Teil seinen Beitrag zur Pfarrbesoldung und zur Unterhaltung der Kirche und des Pfarrhauses zu leisten. Während der Jahre 1661—1667 waren die Beiträge der Staufenberger nach Kirchberg recht bedeutend, einmal weil wegen des Alters der Kirche häufige Reparaturen nötig waren, andererseits auch wohl aus dem Grunde, weil die dortigen Gebäude während des dreißigjährigen Krieges viel gelitten hatten. Eine Zusammenstellung der Einträge in den Staufenberger Rechnungen über Kirchberg ergibt: 1661: Zu Ladden vffs Pfarrdach nach Kirchberg 1 Taler, 23 alb. 2 Pfg. — Vor Nägel zum Pfarrhaus 2 Taler 7½ alb. — Steindeckarbeit 1 Taler 15 alb. — Vor Nägel zum Pfarrdach 2 Taler. 1662: 23 alb. den Zimmerleuten an Pfarrhaus zu unserem Theil. 1 Taler dem Steindeder. 1665: Zum Weinkauf 6 alb., als das Stül Dach am Thurm zu Kirchberg verbunden worden zu unserem Teil. 1666: 1 Taler 15 alb. vor Zimmerarbeit in die Kirchberger Kirch. — 2½ Taler dem Bürgermeister auf die Bauarbeit abschläglic nach Kirchberg.“ 1667 im März und April müssen die Staufenberger mit dem 2. Pfarrer in Kirchberg unzufrieden gewesen sein, Beschwerden eingereicht und mündlich vorgebracht und wohl auch seine Verjegung

beantragt haben. Es finden sich folgende Einträge: „1667, 4. März, 1 Taler 12 alb. sambt. 10 Rats Personen, jedem 3½ alb., als sie zu Gießen wegen des Herrn Pfarrers gewesen. — 17 alb., als der sämtliche Rath bei dem Superintendenten wegen des 2. Pfarrers gewesen. — 1 Taler 20 alb., so zu Gießen gewesen wegen des Herrn Pfarrers. — 8½ alb. zu Gießen mit dem Rath verban wegen derselben Sache. — 10 alb. auf dem Rathhaus, als wir zu Kirchberg bei dem Pfarrer waren. — 10 alb. wegen einer Supplication wegen des Herrn Pfarrers. — 1 Taler 15 alb. wegen 9 Gäng, so der Rath wegen des Herrn Pfarrers thun müssen.“

Viel Kriegsbedrängnisse hatte Staufenberg zu erdulden während des „Hessenkrieges“, des 30jährigen Krieges, der Raubkriege Ludwigs XIV. von Frankreich, der französischen Revolutionskriege und der Befreiungskriege. Wenig hatte es zu leiden während des siebenjährigen Krieges, namentlich zur Zeit, als im Herbst und Winter 1759 Herzog Ferdinand von Braunschweig, der „Parteilanger Friedrichs des Großen“, das von den Franzosen besetzte Gießen blockierte und bei Krosdorf sein Lager aufgeschlagen hatte. Der „Hessenkrieg“, in dem es sich um die Marburger Erbschaft handelte, hatte im Jahre 1640 wieder einen ersten Charakter angenommen. Auf der einen Seite stand die Landgräfin Elisabeth Amalthea mit ihren Niederhessen im Bündnis mit Franzosen, Schweden und Weimaranern, auf der andern Seite Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt im Bündnis mit den Kaiserlichen. Im Dienste der Landgräfin von Kassel stand der gefürchtete Oberst Reinhold von Rosen, ein tüchtiger Kriegsmann aus der Schule des Herzogs Bernhard von Weimar. Rosen führte den kleinen Krieg mit glücklichem Erfolge in der Wetterau, nahm Homberg vor der Höhe und schlug den kaiserlichen General Gallas bei Friedberg. Dadurch aber reizte er den Feind, der sich in größerer Stärke sammelte. Rosen mußte weichen, zog über Gießen nach Marburg, um sein: Truppen in dem festen Ziegenhain zu bergen. Sein Weg führte auch über Staufenberg; denn die Rechnung von 1640 berichtet: „1 Gulden 25 alb. ist für zwei Unteroffiziere Mahlen vngangen, als der Herr Schultheiß anbefohlen, vierdi und anderes Viehe auch Frucht nach Gießen in Sicherheit zu bringen. — 17. alb. ausgehen, Tag und Nacht zu Gießen angehalten, als die Pferde auch fürcht der Rossischen Wälder (der von Rosen) einfall näher Gießen in Sicherheit gebracht werden sollen. — 5 alb. vergütet in Gießen, als 24 Reichstaler für 5 Darmstädtische Walter Haffer dahin geliefert werden sollen (jedensfalls an kaiserliche und darmstädtische Truppen), haben selbige nach Braunfels geliefert werden sollen.“

Die letzte Periode des ungeligen 30jährigen Krieges, der französisch-schwedische Krieg in Deutschland (1635 bis 1648), brachte Staufenberg viel Unruhe und Sorge. In diese Zeit fällt auch, wie schon erwähnt, die Zerstörung der Oberburg. Leider fehlen für die Jahre 1646—1648 urkundliche Mitteilungen. Aber aus den Einträgen von 1650 läßt sich schließen, daß die Heimsuchungen auch in dieser Zeit schwer gewesen sein müssen. Es wird am 20. März berichtet, daß der Bürgermeister sich nach Gießen begeben, um mit dem Kommissar Schäffer „wegen der schwedischen Gelder“ zu verhandeln, weil man mit den von den Schweden auferlegten Brandschatzungsgeldern noch im Rückstand war. Am 22. März werden „Supplicationen und erlassung der rückständigen schatzungsgelder aus 1646, 1647 und 1648“ an den „Bottenmeister“ (Briefbeförderer) in Gießen abgegeben, um sie auf der post nach der Darmstadt tragen zu lassen.“ 1640 erhält der „Scribent“ in Gießen 25 alb. für 4 verschiedene Supplicationen „um Veränderung oder Erlassung der obnerlegten Contributionen der Witwen und Waisen, die in großer Armut sitzen.“ Dreimal war 1640 der Bürgermeister in Gießen gewesen, „als sein Necht von den Kriegsvölkern gefangen, um sich bey der Obrigkeit Raths zu erhalten“. 1 fl. 13 alb. werden in Gießen in des Herrn Hauptmanns Driften haub“ verzehret, als man wegen einer Schutzwache („salvewarde“) von 2 Mann verhandelte. Man suchte sich auch selbst in der großen Not zu verteidigen; denn man erbat sich von dem „Zugwarth“ in Gießen „Duppshafen“ (2 Meter lange Fußgewehre), und erhielt dieser 9 alb. „als mit ihm gehandelt, das (dass) er gute hergeben.“ 1640 waren auch Franzosen in Staufenberg; denn es heißt in der Rechnung: „1 fl. 13 alb. den Welschen vor Polver.“

(Schluß folgt.)

### Vermischtes.

\* Chinesische Kleiderorgen. Dem chinesischen Ministerium des Innern haben Quanshikai und der Volkswille eine Aufgabe gestellt, deren Lösung dem Minister und seinen Räten nicht wenig Kopfzerbrechen verursacht: es soll eine moderne republikanische Feittracht, eine Art Nationaltracht für alle amtlichen Würdenträger der chinesischen Republik entworfen werden. Als das chinesische Parlament zusammentrat, führte man als offizielle Tracht aller Zivilbeamten bei amtlichen oder feierlichen Gelegenheiten den europäischen Frack mit Zylinder ein. Quanshikai gab selbst das Beispiel und ließ seinem jungen Sohne einen prachtvoll sitzenden

englischen Frack bauen. Aber dagegen haben sich die Vertreter der chinesischen Handelswelt erhoben, und die Opposition gegen Frack und Zylinder ist so heftig geworden, daß die Regierung eingelenkt hat. Vor allem sollen in der Nationaltracht chinesische Traditionen zum Ausdruck kommen; dann aber soll das Amisgewand aus chinesischem Stoffe sein, aus einem Material, das man nicht erst aus dem Ausland einzuführen braucht: kurz, aus Seide. Nun soll das Ministerium des Innern diese wichtige Frage studieren und lösen. Ein Kostüm soll entstehen, das modern ist und doch chinesisch und nur aus Seide gefertigt werden kann. Der Phantasie der Bekleidungskünstler winkt also im fernem Osten eine ausichtsreiche und zweifellos auch lohnende Aufgabe.

\* Sein Leid. Giovanni (zum Kaufmann): „Mir scheint, daß Sie heut sehr schlechter Laune sind.“ Kaufmann: „Ich habe auch Grund genug dazu. Eben ist der Inspektor dagewesen und hat die Maße und Gewichte revidiert.“ Giovanni (lächelnd): „Und da hat er gefunden, daß Sie immer 900 Gramm für ein Kilo geben?“ Kaufmann: „Biel schlimmer! Er hat gefunden, daß ich immer 1100 Gramm gevoegen habe!“

\* Böses Beispiel. „Döre, Antonio,“ sagt Signora Doro-tea zu ihrem Mann, „meint Du nicht, daß es besser wäre, Du gingeft wieder zum Barbier und ließeft Dich rasieren?“ „Nein, durchaus nicht, ich werde mich weiter selbst rasieren; so spare ich viel Zeit und Geld.“ „Das ist ja ganz gut, aber sieh, wenn Du anfängst, Dich zu rasieren, dann läuft unter kleiner Gigi immer gleich herbei und lauscht begierig auf die schrecklichen Worte, die Du dann ausstößt.“

\* Schlimmes Zeichen. Der Signor Sbaletti muß tot sein. „Warum denn?“ „Ich hab ihn um 8 Uhr zum Abendessen eingeladen — jetzt ist schon 5 Uhr 5, und er ist noch nicht da.“

### Büchertisch.

Henry A. Herina erzählt seine Novelle „Die Gäste des Majors“ mit jener raffinierten Kunst des Humoristen, der seine köstlichen Witze nicht vorzeitig und ausdringlich preisgibt. Er härt nicht nur die Delden seiner Erzählungen, er täuscht auch seine Leser, die ihn folgen müssen mit größter Teilnahme und die er am Ende überrascht und belohnt mit einem erlösenden Lachen. In dem neuesten Lächerhah-Band 559 (Hermann Pölsger Verlag, Berlin W. 9 und Leipzig) sind Novellen des Verfassers vereinigt von originellster Handlung und wohlthuendem Humor bei der spannendsten Schilderung.

— Nach der Ernte. Der Götz am Graben, Vogtländische Novellen von D. R. Kessler. Preis 1,50, eleg. geb. 3.— Mark. Mitteldeutsche Verlagsanstalt, Chemnitz. Vogtländische Novellen, sein empfundene gemütsreife Dori- und Stadtgeschichten sind es, die D. R. Kessler aus und seinen Landsleuten besichert hat — seinen Landsleuten, die er (wie der „Vogtländische Anzeiger“ in Plauen ganz treffend schrieb) „mit der liebevollen Treue des Künstlers nachzeichnet und besichert, da der Buch gequält ist und dem Vogtländer, dem echten, ins Herz trifft“. Wir begrüßen bei D. R. Kessler auf der einen Seite einen reifen Ernst, der uns willenlos in die Tiefe seiner Gedanken zieht und das Alltagsleben mit erschütternder Tragik an uns vorüberziehen läßt, auf der andern Seite einen köstlich sprudelnden Humor — ohne banale Effekthascherei.

— Die Brücke, Monatschrift f. Zeitinterpretation, Herausgeber: Karl Röttger, Brückenverlag, Gr. Lichterfelde-W. Inhalt des Juniheftes: Dr. D. zur Linde, pädag. Aphorismen, Rud. Banlien: Professor Neumann u. d. Charon; Bohnenstroß; Der Ehrermond, Peter Wismar, Mann und Weib; M. Stroeter: Der Grutz; Kurt Gröbe, Alkohol und Nikotin, ein Lehrer: Vom Geschlechtlichen der Prügelstrafe. Kritik: über de Koras Madonnen, Röttger über „Das Buch vom großen Born“, Bodenmühl über „Religionsliteratur“.

### Slat-Aufgabe.

Es wird Zwangsramisch gespielt. Die für den Ramisch am günstigsten erscheinenden Karten erhält Mittelhand:



Obwohl Mittelhand die Plaque-Zehn abwerfen kann, fängt sie den Ramisch. — Wie sahen die Karten und wie mußte gespielt werden? (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Kaffee, Kaffee.